

Patrick Mokre

„Es ist Torheit von unserem Geist die Fähigkeit zu erwarten, daß er beurteilen kann, was wahr und was falsch ist“

(Michel de Montaigne: Die Essais, Köln, 2005, S. 105)

Tja, Monsieur de Montaigne: Da haben Sie ja mal eine ganz schön harte Behauptung in den Raum gestellt. Ohne Zweifel ist sie aus einem langen Prozess des Denkens, Formulierens und Korrigierens hervorgegangen, ohne Zweifel ging ihr die Verarbeitung vieler Erfahrungen und Ideen voraus. Und jetzt? Jetzt kann sich die Nachwelt darum kümmern, können Philosophieklassen darüber diskutieren, nur halb im Klaren darüber, was Sie aussagen wollten, Hobby-Philosoph_innen können Zitate streuen, wann immer es ihnen angemessen erscheint und schließlich kann ich mich der Frage stellen, was ich zu diesem Thema zu sagen habe. Nun, vielleicht später. Denn bevor ich etwas zu sagen habe, habe ich etwas zu fragen, denn mehr Fragen als Schlussfolgerungen wirft Ihr Satz für mich auf.

Und die systematische Abarbeitung dieser Fragen soll das Ziel dieses Essay sein. Wenn ich dann Antworten finde, werde ich wohl zu Schlussfolgerungen kommen.

Es ist, und das soll mir als erste Vorannahme dienen, kein Zufall wie Msr. de Montaigne sich ausdrückt, welche Worte genau er verwendet, beziehungsweise seine Übersetzer_in als passend gewählt hat. Er hat seine Worte genau gewählt, und bestimmt auch einiges zu ihrer Bedeutung und ihrem Bedeutungswandel im Laufe der Zeit gelesen und wohl auch vor den werten Leser_innen seiner Essays ausgebreitet. Das alles bleibt uns aber vorenthalten, und so will ich mich den zentralen Schlagwörtern des Textes als Erstes annehmen.

Am Anfang steht die Torheit, ein sehr spannender Begriff, etwas veraltet wohl, aber nichtsdestoweniger klarer als beispielsweise „dumm“, „falsch“ oder „eine Täuschung“. Die Torheit ist in ihrer Bedeutung ein durch und durch aktiver Begriff (man *begeht* eine Torheit, *ist* ein Tor) und beschreibt die negativ wahrgenommene Seite der Einfalt. Im Gegensatz zum Getäuscht-Werden (das von jemand anderem ausgeht) und dem Unsinn (einer bewussten Entscheidung gegen besseres Wissen) geht die Torheit aus der Unfähigkeit hervor, die Folgen einer Handlung abzuschätzen bevor man diese erlebt hat, der klaren Beschränkung der Entscheidungsmöglichkeiten durch das breite Spektrum des Nicht-Erlebten.

Ein Tor ist nicht, wer seine Hand zwei Mal auf die heiße Herdplatte legt, das tut der Idiot oder der Übermütige. Ein Tor ist der, der weiß, dass man mit der Herdplatte Sachen erhitzt, der weiß, dass Hitze ihm wehtut, aber der noch nie gesehen hat, wie sich jemand an einem Herd verbrennt. Und der die Hand dann auf die heiße Platte legt. Die Folgen der Torheit werden damit (solange sie nicht schon früh letal sind) mit steigender Erfahrung weniger relevant.

Und dann der Geist, Msr. De Montaigne. Bevor ich mich in irgendeiner Weise an die Aussage ihrer Sentenz machen will, muss ich noch diese Geist-Frage erforschen. Was soll das sein, der Geist? Es hat wohl keinen Sinn, Sie zu fragen, Monsieur, Sie antworten ja doch nicht. Und doch sollte ich zumindest eine Arbeitshypothese dazu haben, wie stehe ich denn sonst da?

Es ist schwierig, sich an die Vorstellung des Geistes zu machen wenn man, und das muss ich wohl zugeben, keine Ahnung hat, was der Autor sonst so denkt, wann er lebte, auf wen er sich bezog. Zumindest mir fällt es schwer. Die Frage des Geistes erscheint mir (und einigen anderen, „echten“ Philosoph_innen vor mir) nämlich als eine essentielle, grundlegende. Eine Frage, an die ich mich nie auf vier bis fünf Seiten heran gewagt hätte. Denn mit der Frage des Geistes sind so viele andere

verbunden, und die Crux ist: diese anderen Fragen sind auch noch essentiell. Identitätsstiftend für den Menschen fasst Platon das Denken, eine von vielen Interpretationsmöglichkeiten des „Geistes“, auf, grundsätzlich nicht unbegründet. Nur sieht er das Denken als eine „nicht-körperliche“ Frage an. Auch Descartes geht von einem nicht-materiellen, wie bei Platon erkennenden Geist aus, den er in seinem Dualismus auf die immaterielle Ebene stellt.

Doch warum soll dieser ominöse Geist denn so wenig fassbar sein, so abseits jeder Erforschbarkeit liegen? Man mag es der Transzendenz der genannten Herrschaften (bei aller Religionskritik, die sie äußerten) verschulden, den Geist als Ursprung der Einzigartigkeit des Menschen zu nehmen und ihn dann auch noch aus dem materiellen Zusammenhang zu reißen. Denn viel mehr als nur das Denken wird mit dem Geist beschrieben. Der Geist, den man eben nicht als Seele oder Gehirn auffasst, sondern als grundlegende Basis des Denkens und der Entscheidungen eines Menschen. Weber fasst den „Geist des Kapitalismus“ als die „Normen und Werte der kapitalistischen Gesellschaft“ auf – ein Gedanke, der sich weiter ausbreiten lässt¹. Ein Gedanke, der sich abseits von Webers Anwendung auf eine Gesellschaft als die individuellen Entscheidungen beschränkenden „Geist des Kapitalismus“ auch (in Bezug auf die Normen und Werte) auf den individuellen Geist umlegen lässt. Ich will den Geist hier also nicht als immaterielle Ebene des menschlichen Denkens annehmen. Ich will den Geist auch nicht als den erkennenden Organismus des Menschen auf einer materiellen Ebene alleine annehmen, sondern ihm die Doppeldeutigkeit zuweisen, deren zweite Deutbarkeit Weber beschreibt: die der Erkenntnis zugrunde liegenden Leitlinien, die von den uns umgebenden materiellen Umständen geprägt sind. Der Geist ist vielmehr der Ausdruck unserer materiellen Existenz und Interessen in Leitlinien und Werten ebenso wie in Erkenntnis und Entscheidungen. Er ist ein Abstraktionswerkzeug.

Anhand dieser Werte können wir Menschen, Materie und Ideen einordnen und so in Zusammenhang zu unseren materiellen Interessen setzen – weniger der idealistische, den materiellen Umständen ferne Charakter prägt den Geist, als vielmehr die materielle Notwendigkeit zu analysieren und Schlussfolgerungen zu ziehen. Doch inwiefern, so könnte man fragen, bedient der Geist unsere materiellen Interessen, insbesondere wenn wir uns die Frage der Werte ansehen? Ist es in meinem materiellen Interesse Werte wie Wohltätigkeit oder Integrität zu bedienen? Abstrahiere ich hier nicht, herzlos, materialistisch im vorwurfsvollen Sinne, wie mein Religionslehrer mir oft mit traurigen Augen vorwarf?

Ich wage, so respektlos auf diese selbst aufgeworfene Frage zu antworten, wie ich ihm damals Kontra zu geben versuchte: Wir müssen uns hier einfach entscheiden. Entwickle ich mein Bild des Geistes auf einer materialistischen Ebene, dann würde ich gerne von idealistischen Wunschvorstellungen verschont bleiben, die implizieren, dass Integrität oder Wohlfahrt nicht zumindest wegen ihrer identitätsstiftenden Wirkung materiell wichtig sind – zumindest so lange ich noch am Ausbreiten meiner Gedanken bin. Danke fürs Ausreden lassen, Herr Professor. Danke fürs Ausbreiten lassen, innere Zweifel.

Wenn der Geist ein materiell bedingter Vorgang ist, so müssen wir davon ausgehen, dass die Materie auf ihn Einfluss nimmt. Meine Leitlinien und Werte sind natürlich dadurch bedingt, was ich kenne (beziehungsweise was ich erkenne), wovon ich denke, dass es in meinem Interesse ist und wovon ich mir vorstellen kann, dass es anzustreben wäre. Das bedeutet auch, dass da neben dem, was meinem Geist Stoff für Werte und Leitlinien zur Entwicklung gibt, dass es daneben eine große Fläche gibt. Keinen blinden Fleck im sehenden Auge, sondern ein blindes Auge rund um einen sehenden Fleck. In seiner „Kritik der politischen Ökonomie“ formuliert Karl Marx einen ähnlichen Gedanken: Er sagt sinngemäß, der Produktionsprozess, also die gesellschaftlich kollektive Wertschaffung und ihre Mechaniken, bedinge den sozialen, politischen und *geistigen* Lebensprozess

1 Er tut das in „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“

(und beschränkt auf individueller wie auch auf kollektiver Ebene damit auch). Dass, was um mich ist, wird bestimmt von verschiedenen sozialen Mechaniken, gesellschaftlichen Werten, historischen Ereignissen, in die ich hineingeboren wurde, die vor mir kamen, und von vielem mehr. Doch dieser Geist ist vor allem bestimmt und beschränkt von der materiellen Umwelt, die ihn umgibt.

So, Msr. De Montaigne. Der Geist also, der beurteilt, was wahr und was falsch ist. Oder der es eben nicht kann, dazu eben nicht in der Lage ist. Bin ich an die Frage falsch heran gegangen? Sind es wirklich die Fragen von Torheit und Geist, die mich der Antwort, den Antworten, vielleicht auch keiner Antwort näher bringen? Oder muss ich mich einer ganz anderen widmen: Was soll das sein: wahr und falsch?

Natürlich verwendet der Autor auch die Begrifflichkeiten „wahr“ und „falsch“ ganz bewusst. Sie zeichnen sich durch zwei besondere Charakteristika aus, die ihr beide eine gewisse Relevanz einräumen. Da ist auf der einen Seite ihre Bekanntheit und der quasi omnipräsente Anspruch, der vor allem auf die Wahrheit gestellt wird. Auf der anderen Seite jedoch die Absurdität des Wahrheitsanspruchs, der immer absolut ist. Es ist eine dieser Einstiegsfragen für Jugendliche, die uns unser Klassenvorstand in der Unterstufe als Einstieg in die Philosophie diskutieren ließ: „Gibt es eine absolute Wahrheit?“ Ich habe damals wohl stark dagegen argumentiert – den absoluten Wahrheitsanspruch verworfen, Einstein und die Relativität zitiert, von Demagogie gesprochen. Heute muss ich die Frage anders beantworten: Alleine das Verneinen einer absoluten Wahrheit ist ein absoluter Wahrheitsanspruch, auch der Satz „Alles ist relativ“ (den ich damals als Gegenargument ins Feld führte) erhebt diesen. Uninteressant ist sie eben für mich, die „absolute Wahrheit“, weil ich sie auf der Basis meines beschränkten Geist nicht unbeschränkt erkennen kann. Vielmehr bleibt es mir überlassen, auf Basis dieser Leitlinien zu bestimmen, wie nahe etwas meinem (beschränkten) Verständnis der materiellen Existenz, also der subjektiven Wahrheit kommt.

Gerade wenn ich mir die doppelt-, drei- und mehrfachdeutige Ausdrucksweise des Autors ansehe, „[...] daß er *beurteilen* kann [...]“, und wenn ich *beurteilen* als *entscheiden* verstehe (und nicht als skalieren), so komme ich um die Frage der absoluten Wahrheit nicht herum – aber auch nicht darum, sie zu verwerfen. Denn wenn ich weiterhin davon ausgehe, dass der Geist von seiner materiellen Existenz und deren Umständen beeinflusst, beziehungsweise beschränkt wird, so ist das Erkennen der absoluten Wahrheit müßig (wo mir Platon jetzt wohl widersprechen würde). Wichtiger ist das Erkennen des breiten Spektrums der *Nicht-Wahrheit*, in dem wir einordnen und aufgrund unserer Werte und Leitlinien entscheiden, was wie weit oder weniger weit von dem entfernt ist, was wir als Wahrheit erkennen können. Eine sehr subjektive Einschätzung also.

Ich möchte das mit dem Höhlengleichnis (das in philosophischen Essays vermutlich überproportional oft verwendet wird) in Verbindung setzen. Hier geht Platon nicht nur davon aus, dass der Weg des Erkennens ein sehr schwieriger ist („*wird er nicht auch Schmerzen haben und sich gar ungern schleppen lassen?*“), sondern auch davon, dass es notwendig ist, ihn (den Befreiten) alleine, subjektiv, erkennen zu lassen (beziehungsweise „*aus der Höhle zu schleppen*“). Ich möchte das etwas ausweiten: die Wahrheit (bei Platon Abbild des Guten, hier bloß die materielle Wirklichkeit) zu erkennen ist ein subjektiver Prozess, der von den jeweiligen Umständen bedingt, beschränkt und geformt ist. Doch auch die Wahrheit, die es zu erkennen gilt, ist für jeden Geist eine andere: Wiederum verformt und beschränkt. Sie ist nicht wahr, nur möglichst nah daran im breiten Spektrum der Nicht-Wahrheit.

So, Msr. De Montaigne – ich habe es ja irgendwie gewusst, Sie haben schon recht viel darüber nachgedacht, bevor sie diesen einen Satz formuliert, zu Papier gebracht und publiziert haben. Und nicht nur, dass es provokativ ist, die Großartigkeit der menschlichen Besonderheit in Frage zu stellen (und zugleich auch nicht), es hat mich auch zum Nachdenken gebracht. Über den Geist, über die Wahrheit, über die Torheit. Große Fragen, Msr. De Montaigne, und große Antworten sind schon

gegeben worden. Ob sie wahr sind?

Es wäre Torheit, von meinem Geist die Fähigkeit zu erwarten, daß er beurteilen kann, welche wahr und welche falsch sind. Er kann bloß beurteilen, welche dem Wahrheitsbegriff, den Werten und Leitlinien meiner materiellen Existenz am nächsten stehen.